Wenn man die europäische Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihrem Zusammenhang studiren will, so sind die Werke Lord Byrons der nothwendige Ausgangspunkt. Alle großen Strömungen der modernen Poesie haben durch ihn den gewaltigsten Antrieb erhalten. Alle französischen Romantiker, vor allem Victor Hugo und Alfred Musset, haben die Töne, welche Byron zuerst angeschlagen, in sich aufgenommen und in der mannigfaltigsten Weise variirt, und wenn in Deutschland auch die Romantik aus anderen Wurzeln erwachsen ist und auf anderen Voraussetzungen beruht, so wären doch ohne den Vorgang Byrons weder Heine, noch die politische Dichtung des dritten und vierten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts, noch die pessimistische und im sogenannten Weltschmerz sich ergehende Dichterschule möglich gewesen. Auch in Spanien, Italien, Dänemark und besonders bei den slavischen Völkern, den Polen und Russen, hat Byron einen sehr tiefgehenden Einfluß ausgeübt, ohne welchen manche der bedeutendsten Erscheinungen dieser Litteraturen geradezu unmöglich gewesen wären. Byron war ein kosmopolitischer Dichter. Trotz seiner glühenden Liebe zu seinem Vaterland, welche oft genug in seinen Dichtungen hervortritt, war er bis in sein innerstes Mark, bis in geringe Kleinigkeiten durchaus unenglisch. Jene Liebe zu der Größe des englischen Volks theilte sich in sein Herz mit einem so erbitterten Haß gegen die in England so verbreitete religiöse und sittliche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heuchelei und gegen den kunst- und poesiefeindlichen Sinn großer Kreise der Bevölkerung, daß sich die Herzen seiner Landsleute ihm entfremdeten und daß bis in die neueste Zeit von ihnen kein unbefangenes Urtheil über Byron und seine Dichtungen zu erwarten war. Byron brachte die Jahre, in welchen sich sein dichterischer Genius am gewaltigsten entfaltete, fern von England zu; sein Herz und sein Geist zogen ihn nach dem Kontinent, nach Spanien, nach den klassischen Stätten Italiens und Griechenlands. Er war von jeder insularen Beschränkung ganz frei. Goethe hat Byrons Weltstellung als Dichter in ihrer ganzen Großartigkeit richtig aufgefaßt, wenn er, allerdings mit einem Selbstbewußtsein, wie es sich nur ein Goethe erlauben darf, sagt: Byron allein lasse ich neben mir gelten! und die Nachwelt hat sein Urtheil voll bestätigt. Nur seine Landsleute haben keinen Sinn für Byron, und man möchte manchmal an eine förmliche Lähmung des poetischen Geschmacks der Engländer glauben, wenn von Byron die Rede ist. Sittliche Heuchelei, die Rücksicht auf die strengen Regeln der Konvenienz, mit einem Worte alles das, was man englisch, unübersetzbar, cant nennt, trägt dazu bei, daß die englischen Litteraturhistoriker und Biographen oft geradezu albern werden, wenn sie auf Byron kommen. Der Historiker Macaulay und einige andere machen eine ehrenwerthe Ausnahme. Im allgemeinen gilt es aber noch heute in einer guten englischen Familie fast für unanständig, Byrons Namen auch nur auszusprechen. Wenn man Byrons Dichtungen richtig beurtheilen und voll genießen will, muß man sie in stetem Zusammenhange mit seinem Leben betrachten, welches der beste Kommentar zu jenen ist. Dies Leben gleicht einem modernen Roman mit tragisch-heroischem Abschluß. Alles, was er geschrieben, nur einige Dramen ausgenommen, ist einem tief bewegten Herzen entquollen. Um so zu schreiben, daß das Menschenherz im Innersten erschüttert werde, schreibt er selbst, muß das Herz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Dichters selbst erschüttert gewesen sein oder noch besser, es schon überstanden haben. Alle Zuckungen endigen bei mir in Versen. Er brachte die Poesie des Weltschmerzes in die Welt, welcher durch die Litteraturen aller Zeiten und Völker hindurch klingt, welche aber bei ihm in einem so furchtbaren, aber dennoch so wohlklingenden Schmerzensschrei ausbrach, wie bei Niemandem vor ihm und nach ihm. Byrons Leben war ein sehr bewegtes und schicksalsvolles. Selbst das so reiche Leben Goethes erscheint dagegen fast spießbürgerlich, gleichsam seßhaft beschaulich und kleinstädtisch. Ein englischer Lord, durch die Familie seiner Mutter mit dem königlichen Hause der Stuarts verwandt, väterlicherseits abstammend von Badelph de Biron, dem Kampfgenossen Wilhelms des Eroberers, mit zwanzig Jahren durch ein giftiges, aber schon hoch geniales Pasquill Aufsehen erregend, mit vierundzwanzig Jahren ein hochberühmter und bewunderter Dichter, mit achtundzwanzig Jahren von seinen Landsleuten in Acht und Bann gethan und für immer aus seinem Vaterland vertrieben, dann eine glänzende Dichterlaufbahn, ein leidenschaftliches, oft wildes Leben und endlich das traurige Ende auf fremdem Boden, fern von der Heimath für Griechenland sterbend, wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde. George Gordon Byron wurde am 22. Januar 1788 in London geboren. Vater und Mutter waren beide sehr excentrische Naturen. Sein Vater, der tolle Jack genannt, wild, leidenschaftlich und lüderlich, hatte die Mitgift seiner Frau, einer reichen schottischen Erbin, rasch verschwendet und ließ bei seinem wahrscheinlich durch Selbstmord herbeigeführten frühen Tode Frau und Kind in sehr beschränkten Verhältnissen zurück. Goethe sagt über Byrons Eltern: „Lord Byron erzählt, sein Vater habe drei Frauen entführt. Da sei Einer einmal ein vernünftiger Sohn!“ Seine Mutter machte ihm durch ihren launischen Charakter und dementsprechende Erziehung das Vernünftigsein nicht weniger schwer. Es giebt ein Märchen, nach welchem jede der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu der Feier der Geburt eines Königskindes eingeladenen Feen demselben eine kostbare Gabe für das zukünftige Glück seines Lebens darbrachte, eine böse Fee aber, deren Einladung vergessen worden war, durch ein verhängnißvolles Geschenk die segensreichen Folgen der anderen Feengaben gefährdete. Eine solche böse Fee scheint auch bei Byrons Geburt gewaltet zu haben. Er war von bemerkenswerther Schönheit, sein Kopf war ein Lieblingsmodell für Bildhauer, aber er wurde mit einem verkrüppelten Fuß geboren. Dies Mißgeschick wurde eine früh fließende Quelle von Byrons misanthropischer Verstimmung. Die Spöttereien seiner Schulkameraden, selbst seiner Mutter, über Lahmheit hetzten ihn früh in jene düstere Verbitterung hinein, welche sein Leben und seine Werke dämonisch durchwaltet. „Wie zum Teufel," sagt er einmal, „hat man eine Welt wie die unsrige machen können? In welcher Absicht und zu welchem Zwecke Stutzer schaffen können und Könige und Magister und Weiber von einem gewissen Alter und eine Menge Männer von jedem Alter und nun vollends mich? Wozu denn?" Nach dem Tode ihres Gatten zog sich Byrons Mutter mit ihm nach ihrem Geburtsort Aberdeen in Schottland zurück, wo sie mehrere Jahre ein fast dürftiges Leben führten. Hier empfing der jugendliche Byron die ersten dichterischen Eindrücke, welche in manchen seiner Dichtungen Spuren hinterlassen haben. Aber seine geistige Entwickelung machte unter der eigenthümlichen, zwischen maßloser Zärtlichkeit und übertriebener Strenge abwechselnden Behandlung seitens seiner Mutter nur langsam Fortschritte, während sein Körper in der herrlichen gesunden Bergluft Schottlands wunderbar gedieh. Er war trotz seines Klumpfußes schon als Knabe ein kühner Schwimmer und bildete sich als junger Mann zu einem vollendeten Reiter, Fechter, Schützen und Boxer aus, auf welche Vorzüge er sich sein ganzes Leben lang mit einer gewissen kindlichen Freude viel zu gute that.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In seinem zehnten Jahre trat Byron in die Aristokratie seines Landes ein, indem er von Lord William, seinem Oheim, einem wegen seiner Excentrizitäten berüchtigten Sonderling, eine Peerschaft und den Familiensitz Newstead-Abbey erbte. Unter so veränderten Glücksumständen ging seine Mutter mit ihm nach England zurück, wo er auf der berühmten Schule zu Harrow seine vorbereitenden Studien beendigte. In seinem letzten Gymnasialjahre knüpfte er während eines Ferienaufenthalts bei seiner Mutter in Nottingham ein Verhältniß mit Miß Mary Chaworth an, welches von Seite des Mädchens nur als ein kühles Freundschaftsverhältniß aufgefaßt wurde, während in dem Herzen des werdenden Dichters die heiße Flamme der ersten leidenschaftlichen Liebe aufloderte. Das Mädchen machte sich aber aus dem „lahmen Jungen" nichts und zog ihm einen unbedeutenden Landgentleman vor, was den krankhaft empfindsamen Jüngling furchtbar kränkte. Er ward schwer gerächt. Marys Ehe wurde äußerst unglücklich und endete in Noth und Wahnsinn. Wie tief diese knabenhafte Liebe gewesen, wie lange sie in ihm nachzitterte, beweist das schöne, schwermüthig innige Gedicht „Der Traum", welches er 1816 am Ufer des Genfer Sees schrieb, und von dem Goethe sagt, daß, nur um das Gedicht im Original lesen zu können, es der Mühe werth wäre englisch zu lernen:

Ich sah zwei Wesen in der Jugend Farben
Auf einem Hügel, sanft zu Thale sinkend
Und grün bewachsen, gleich als wär's der letzte
Von einer Hügelreih' am Küstensaum,
Nur dehnte sich kein Meer zu seinen Füßen,
Nur ringsum schönes Land und Well' auf Welle
Der windbewegten Wälder und der
Zerstreuten Menschenwohnungen und Rauch,
Der von den Dächern kräuselnd aufwärts stieg.
Den Hügel krönt ein seltsam Diadem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Bäumen, und im Kreise, so geordnet
Von Menschenhand und nicht durch Zufallslaune.
Die Beiden, eine Jungfrau und ein Knabe,
Sah'n staunend nieder, sie nur auf die Flur,
Ihr gleich an Schönheit, er sah nur auf sie,
Und Beide waren jung, und eines schön,
Und Beide waren jung, nicht gleichen Alters.
Gleich wie der süße Mond am Himmelsrande,
Stand auf der Grenze sie, halb Kind, halb Weib.
Um wen'ge Sommer jünger war der Knabe,
Doch älter war das Herz, als seine Jahre.
Sein Auge sah ein schönes Antlitz nur,
Auf weiter Welt, und das schien auf ihn nieder,
Er hatte fast es in sich eingesogen,
Er athmete, er lebte nur in ihr,
Und sie war seine Stimme, scheu zu sprechen,
Erbebte er bei ihrem Wort, sie war
Sein Licht, sein Auge folgte ihrem nur,
Er sah mit ihrem Auge alle Dinge,
Mit ihren Farben, nicht mehr lebte er
Für sich, sie ward sein ganzes Sein und Leben,
Das Meer, d'rin all sein Denken sich ergoß,
D'rin all sein Wünschen lag. Ein Blick von ihr,
Ein sanft Berühren nur ließ all sein Blut
Zum Herzen fluthen und zurück erbeben
Und heftig seiner Wangen Farbe wechseln,
Ob auch der Schmerzen Grund sein Herz nicht wußte.
Sie aber theilte seine Sehnsucht nicht,
Ihr Seufzen galt nicht ihm, er war ihr nur
Ein Bruder und nicht mehr, das war schon viel,
Denn sie war bruderlos, und Bruder hieß
Er ihr nur in der Jugendfreundschaft Sprache.
Sie war der einsam letzte Sproß vom alten
Ehrwürdigen Geschlecht, deß Name ihm
Gefiel und wieder nicht gefiel — warum?
Die Zukunft gab ihm tiefe Antwort drauf,
Als liebend sie dem Andern angehörte,
Dem Andern, den schon damals sie geliebt!
Und auf des Hügels Spitze stand sie da,
Ausspähend, ob des Liebsten Roß auch Schritt
Mit ihrer Sehnsucht hielt, und eilte weg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Wechsel kam in meines Traum's Erscheinung,
Da stand ein stattlich altes Haus, und draußen
An seiner Mauer war ein Roß gezäumt.
In einem düster ernsten Betgemach
Derselbe Knabe stand — er war allein.
Und bleich und auf und nieder schritt sein Fuß,
Dann saß er nieder, griff zur Feder, schrieb
Manch Wort, das ich nicht lesen konnte, lehnte
Sein Haupt gebeugt auf seine Hand, und krampfhaft
Erbebte er, wie fiebernd, stand dann auf,
Zerriß, was er geschrieben, mit den Zähnen
Und mit den Händen, zitternd ohne Thränen.
Dann ward er ruh'ger und bezwang sein Antlitz,
Daß still es ward; und wie er stand gefaßt,
Da trat zu ihm das Mädchen seiner Liebe;
Sie blickte heiter, lächelnd — ob sie gleich
Wohl wußte, wie sie lieb ihm war, sie wußte,
Denn schnell kommt solches Wissen, daß ins Herz
Sie ihm der Liebe tiefen Schatten warf;
Sie sah, wie elend er, nicht sah sie alles.
Er nahte sich, mit kalter Höflichkeit
Griff er nach ihrer Hand, es flog ein Schwarm
Unsagbarer Gedanken um sein Haupt
Im Augenblick, die schwanden wie sie kamen.
Dann ließ er finster ihre Hand und ging
Mit langsam abgemess'nem Schritt, doch nicht,
Als habe Lebewohl er ihr gesagt,
Sie schieden ruhig, lächelnd von einander;
Er trat durchs wucht'ge Thor der alten Halle,
Schwang sich aufs Roß und ritt des Wegs dahin,
Und nie betrat er mehr die morsche Schwelle.

Ein Wechsel kam in meines Traums Erscheinung,
Der Knabe war zum Mann gereift und hatte
In glühender Zonen Wildniß eine Heimath
Gesucht und jener Strahlen trank sein Herz.
Seltsam und düster war er anzusehn,
Er war nicht mehr wie früher — auf dem Meer
Und auf dem Lande war er jetzt ein Wand'rer,
Und eine Menge Bilder drängten sich
Vor meinem Blick wie Wellen, — doch er war

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Theil von allen. In dem letzten lag er
Ausruhend von des Mittags dumpfer Schwüle,
Inmitten morscher Säulen in dem Schatten
Zerstörter Mauern, die der Gründer Namen
Lang' überlebt; er schlief, und ihm zur Seite
Sah man Kamele grasen und befestigt
Nächst einem Quell ein paar bewährte Rosse.
Ein Mann in wallendem Gewande wachte,
Derweilen And're seines Stammes schliefen
Ringsum zerstreut, zum Zelt den blauen Himmel,
So wolkenlos und schön und sonnig rein,
Daß Gott allein zu sehen war im Himmel.

Ein Wechsel kam in meines Traums Erscheinung —
Die Dame seiner Liebe war vermählt
Mit einem And'ren, der sie mehr nicht liebte,
Wohl tausend Meilen fern in ihrer Heimath
Jetzt wohnend und umringt von holden Kindern,
Von Töchtern und von Söhnen, — aber sieh!
Auf ihrem Antlitz lag des Kummers Zug,
Der stille Schatten innerlichen Kampfes,
Und unstät zitterte ihr tiefes Auge,
Als sei ihr Lid von ungeheuren Thränen
Beschwert. Was war der Grund? Sie hatte alles,
Was theuer ihr, — und Er, der sie so sehr
Geliebt doch, war nicht nahe, zu beläst'gen
Mit nied'ren Hoffnungen und falschen Wünschen
Und schlecht verhehltem Weh den reinen Sinn.
Was war ihr Gram? Sie hatte ihn ja nie
Geliebt, noch Grund gegeben, dies zu glauben, —
Er war nicht schuld an dem, was ihr am Herzen
Jetzt nagte, ein Gespenst vergang'ner Zeit.

Es ist natürlich, daß diese trübe Erfahrung bei seiner ersten Liebe, welche er so ernst nahm und so innig empfand, seine Menschenfeindlichkeit nicht verringerte. Seine ersten poetischen Versuche fallen noch in seine Schulzeit in Harrow, welches er 1805 zur Vollendung seiner Studien mit der Universität Cambridge vertauschte. 1807 erschien ein Bändchen seiner Jugendgedichte „Stunden des Müssiggangs von einem Minder-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jährigen", wie sie etwas geschmacklos ruhmredig betitelt waren Wenn man den ganzen großartigen Entwickelungsgang des Byronschen Genius vor sich sieht, so ist es leicht, schon in diesen Erstlingen seiner Muse Spuren seiner einstigen Größe zu entdecken, aber wenn das Publikum dieselben auch im ganzen ziemlich günstig aufnahm, so darf man sich doch nicht wundern, wenn viele Zeitgenossen darin nur schülerhafte Versuche zu erkennen glaubten. Jedoch, trotzdem manches ganz Schwache darunter ist, das Ganze war nicht schlechter, als die englische Lyrik jener Zeit überhaupt. Jedenfalls ging die überaus bittere, in Form und Inhalt unpassende Kritik in der „Edinburgh Review", welches damals an der Spitze der litterarischen Kritik stand, weit über das erlaubte Maß hinaus. Aber die Herren Kritiker hatten sich an den Unrechten gemacht, sie hatten einen schlafenden Löwen geweckt. Es geschah etwas in den Annalen der englischen Litteratur und Kritik Unerhörtes. Der neunzehnjährige Jüngling, der litterarische Neuling, welchen sie mit der Keule ihrer Kritik niedergeschmettert zu haben glaubten, griff, von einem wilden Trinkgelage heimkommend, zur Feder und warf im März 1807 als Antwort auf ihre Kritik seine zornerfüllte Satire „Englische Dichter und schottische Reviewer" auf das Papier. Der namenlose, eben zu Tode kritisirte „Minderjährige" wagte es, allen Autoritäten, die in England die Feder führten, Männern wie Scott, Moore, den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern und in schärfster Polemik zu beweisen, daß sie Charlatane, Stümper und Dummköpfe wären. Die Satire wirkte überraschend, ja geradezu verblüffend durch die freche, rücksichtslose, aber meist sehr witzige Sprache. Byron selbst bereute lebhaft seine ungerechten Ausfälle gegen Scott und Moore, mit welchen ihn eine bis an seinen Tod dauernde Freundschaft verband, so daß er sogar, wenn auch vergeblich, versuchte, die Satire gänzlich aus dem Buchhandel zurückzuziehen. Nur der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einzige Robert Southey, ein niedriger Charakter und ein litterarischer Denunziant schlimmster Sorte, war unversöhnlich. Es erinnert an Wolfgang Menzel, welcher die deutschen Regierungen gegen Heine und Genossen hetzte, indem er sie durch den von ihm erfundenen Namen des jungen Deutschlands als litterarische Verschwörer denunzirte, wenn Southey seine Nebenbuhler Byron und Shelley als die satanische Schule charakterisirte. Um dieselbe Zeit nahm Byron seinen Sitz im Oberhause ein, wo er sich der Partei der liberalen Whigs anschloß, welcher er während seines ganzen Lebens treu blieb. Die Jahre 1808 bis 1811, in welchem letzteren Jahre seine Mutter starb, waren durch seine erste große Reise nach Portugal, Spanien, Malta und Griechenland ausgefüllt. Die Einzelheiten dieser Reise sind sehr anziehend, aber die Kürze der Broschüre erlaubt mir nicht, ausführlich darauf einzugehen. Ich erwähne daher nur, daß zahlreiche, oft sehr romantische Liebesabenteuer in Cadiz, Athen und auf Malta einen großen Raum einnehmen, was im Interesse der Litteratur nicht zu beklagen ist, da sie mehrere seiner lieblichsten lyrischen Gedichte veranlaßt haben. Er genoß die Gastfreundschaft des furchtbaren, mit blutigen Lettern in die türkisch-griechische Geschichte eingeschriebenen Albanesenhäuptlings Ali Pascha in Janina. Bekannt ist auch, daß er, dem Leander nacheifernd, von Sestos nach Abydos über den Hellespont geschwommen ist. Was aber dieser Reise den Hauptglanz verleiht, ist, daß er von derselben die beiden ersten Gesänge seines großen Werkes Childe Harold's Pilgrimage heimbrachte, welche 1812 in London erschienen. Der Erfolg war unerhört großartig. Byron soll geäußert haben: Eines Morgens erwachte ich und fand mich berühmt. Er wurde der Löwe von London, der Gegenstand begeisterter, fast ausschweifender Huldigungen. Wir erkennen in Childe Harold den Grundton, welcher den meisten Byronschen Werken eigen ist, die überwältigende Schwermuth,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche sich in poesievollen, von Wohllaut getragenen Klagen aushaucht. In jeder Strophe leuchtet hinter der dünnen Maske des Harold Byrons Gesicht hervor. Es ist eine Art von sentimentaler Reise, alle Tonarten des Geistes und des Herzens anschlagend, nur nicht die des Humors, der vollständig fehlt; es ist vielmehr die zur Poesie verkörperte Melancholie. Das prachtvolle Versmaß, die sogenannte Spencerstrophe, in welcher Spencers Feenkönigin geschrieben ist, die üppige und doch korrekte und präzise Sprache, der wunderbare Hintergrund der spanischen und griechischen Städte und Landschaften, dazu die liebenswürdige Schwermuth des von einer abenteuerreichen Reise zurückkehrenden schönen, vornehmen Jünglings, alles dies mußte unwiderstehlich wirken, kurz das Gedicht nahm das Publikum förmlich im Sturm und hob die Begeisterung für Byrons Poesie zu einer Höhe der Raserei, von der wir uns jetzt kaum mehr einen Begriff machen können, und stellte ihn mit einem Schlage auf den Gipfel der litterarischen und gesellschaftlichen Popularität. Unübertroffen und bewundernswerth ist seine Beseelung der todten Natur. Sein Zauberwort giebt den Meeren eine Sprache, dem Berge eine Stimme, jeder Baum, jede geborstene Säule, Himmel und Erde, sprechen zu unserem Geiste und zu unserem Herzen. Harold-Byron wandert über das Schlachtfeld von Marathon und zwischen den Trümmern der Akropolis von Athen, und die Geister der alten Griechen stehen auf und reden von der untergegangenen Herrlichkeit, aber überall begleitet ihn sein eigener Schmerz, der Schmerz um sein Dasein, mächtiger und lauter werdend, als das Weh um die hier untergegangene Welt. Den dritten und vierten Gesang des Childe Harold, welche acht Jahre später entstanden, übertreffen die beiden ersten an vertiefter Weltanschauung, an Gluth der Sprache und Wohllaut der Verse. Ergreifend ist im dritten Gesang die Widmung an seine Tochter Ada und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Abschiedsstrophe an dies geliebte Kind, das er nie wiedergesehen.

Ada, mein Kind, dein Name schmück' dies Lied,
Ada, mein Kind, mit dir soll es verhallen!
Obwohl dich Aug' und Ohr nicht hört und sieht,
Ich leb' in dir, du bist der Freund vor Allen,
Auf den die Schatten ferner Jahre fallen.
Du wirst vielleicht mein Antlitz nimmer sehen,
Doch soll im Traum dir meine Stimm' erschallen;
Aus deines Vaters Gruft wird sie erstehen,
Ein Zeichen und ein Ton, und dir zu Herzen gehen! —
Der Liebe Kind! Ob auch in Bitterniß
Geboren und gesäugt in Schmerz und Pein. —
Die Elemente deines Vaters dies —
Und auch die deinen beide, aber rein
Und minder wild wird deine Flamme sein!
Drum schlummere süß! O könnt' ich, treu gesinnt,
Von dieser Höh', wo oft gedacht ich dein,
Zuweh'n den Segen dir im Abendwind,
Zu dem du mir gewiß geworden wär'st.

Der vierte Gesang des Childe Harold, für dessen 1674 Zeilen Byron, beiläufig gesagt, 1817 2500 Lstrl., also 50000 Mark, von seinem Verleger erhielt, übertrifft an künstlerisch vollendeter Meisterschaft jedes andere Werk Byrons. Es ist die reinste, edelste Poesie von der ersten Strophe an, welche Venedig schildert, bis zur letzten, in welcher der Dichter von seiner Schöpfung Abschied nimmt. Man möchte jede Strophe als besonders schön citiren. Niemand, der die Verse auf Rom, die Niobe der Städte, auf die in Sage und Geschichte berühmten Stätten Italiens gelesen hat, wird je aufhören, diesen Dichter zu bewundern, welcher das Todte, das längst Vergangene neu zu beleben verstand. Den Höhepunkt erreicht er in der Apostrophe an die Zeit und an die Nemesis, wo sein persönliches, häusliches Unglück gleichsam vor unseren Augen zum allgemeinen Leid des ganzen Menschengeschlechtes emporwächst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

O Zeit, Verschönerin des Todesschlummers,
Verklärerin der Träume, Trösterin
Und einz'ger Arzt des blut'gen Herzenskummers!
Zeit, die zurechtweist den verirrten Sinn,
Zeit, Rächerin! Zu dir erhoben habe
Ich Auge, Hand und Herz und fleh' um eine Gabe!
Hier unter Trümmern, vor dem Hochaltare
Göttlichster Oede, nimm auch meinen Zoll
Zu stolzen Opfern — Trümmer meiner Jahre.
Nur wen'ge sind es, aber schicksalsvoll.
Wenn je mein Herz zu übermüthig schwoll,
So hör' mich nicht, doch wenn in guten Tagen
Ich still blieb, stolz nur gegen Haß und Groll,
Dann sei dies Eisen nicht umsonst getragen
In meiner Seele, laß auch jene andere klagen!
Und du, die in der Wag' unabgewogen
Kein Unrecht läßt, erhab'ne Nemesis,
Hier, wo die Alten deines Dienstes pflogen,
Du, die die Furien aus der Finsterniß
Rief und Orest preisgab dem Schlangenbiß,
Weil er an einer allzu nahen Brust
Vergeltung übt und die Natur zerriß,
Hier ruf' ich dich aus altem Schutt und Dust.
Hörst du mein Herz nicht schrei'n? Wach' auf! Du sollst und mußt!
Und wenn mein Schrei ausbricht, glaubt darum nicht,
Daß ich dem Schmerz erliege! Wer die Schwäche
Je zucken sah auf meinem Angesicht,
Die Spuren der zerfleischten Brust, der spreche!
Nein, dieses schreib' ich, daß mein Lied mich räche,
Lied, das die Asche meines Leichentuchs
Lang' überleben wird — das Siegel breche!
Erfülle dich, Weissagung dieses Buchs,
Und häuf' auf ihre Stirn die Berge meines Fluchs!
Mein Fluch — er sei Vergebung! Hab' ich nicht —
Hör' mich, o Mutter Erd', und Himmel, du —!
Hab' ich nicht Grund, zu fleh'n um ein Gericht?
Und zu verzeihen, käm' es mir nicht zu?
Wird nicht mein Herz durchbohrt, vergällt die Ruh'?
Die Ehr' erwürgt und unterwühlt mein Hoffen?
Nur deshalb ward ich nicht zermalmt im Nu,
Weil ich nicht ganz aus so verfaulten Stoffen
Geschaffen bin, wie sie, die mich ins Herz getroffen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein ungenannter Beurtheiler des Childe Harold in einer deutschen Litteraturzeitung sagt über diese originellste, in sich abgeschlossenste Dichtung Byrons: „Die Sympathie mit der Natur in ihrer Furchtbarkeit und ihrer Schönheit, die Sympathie mit den unterdrückten, um ihre Freiheit kämpfenden Völkern, Begeisterung für das Genie, die Tugend, die Liebe und eine erhabene Melancholie, die sich an den Bildern und Szenen der Trauer und Verwüstung mit geheimer Lust weidet, das sind die Hauptzüge dieses Gedichts, aber der Reichthum der Bilder, der Gedanken, der Szenen ist unermeßlich und die Sprache so edel, so kernig, so treffend, so abwechselnd, mit schmelzender Zartheit und donnernder Kraft, daß sich diesem Produkte echter Inspiration nichts Verwandtes an die Seite setzen läßt. Es ist ein unerklärlicher poetischer Zauber darin, das Ganze ist von einer wunderbaren Atmosphäre umgeben, welche alles mit dem Hauche der Schönheit überweht."

Ich kehre jetzt zu der Zeit nach der Veröffentlichung der ersten beiden Gesänge des Childe Harold 1812 zurück. Aus demselben Jahre stammen sechs der lieblichsten lyrischen Dichtungen Byrons, Lieder an eine Geliebte, die er Thyrsa nennt, deren wirklicher Name nicht bekannt geworden ist. Im April 1813 erschien Byrons erste poetische Erzählung der „Giaur", das tragische Schicksal Leilas, einer türkischen Sklavin, erzählend, welche von ihrem Herrn wegen ihrer Liebe zu einem Ungläubigen, einen Venetianer, in das Meer geworfen, aber von ihrem Geliebten blutig an ihrem Mörder gerächt wird. Das Gedicht funkelt in den Gluthfarben des Orients, und der Enthusiasmus der Liebe, wie der Ingrimm des Hasses sind darin mit wunderbarer Energie gezeichnet. Daran schlossen sich in rascher Aufeinanderfolge die Braut von Abydos und der Corsar, zu welchen 1814 Lara, 1815 die Belagerung von Corinth, 1816 Parisina und der Gefangene von Chillon, 1818 Mazeppa und 1823 Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Insel kamen. Der Corsar, der Giaur und Lara waren es, welche Byrons Namen mit jenem verhängnißvollen Nimbus düsterer geheimnißvoller Verbrechen umgaben, die er auf seiner orientalischen Reise begangen haben sollte. Unendlich war der Reiz, welchen der interessante Mann mit der grausam geheimnißvollen Vergangenheit auf die Frauen ausübte, in seinen Aufzeichnungen finden wir fast unglaubliche Geschichten von Damen der höchsten Aristokratie Londons, welche sich ihm als Trösterinnen aufdrängten. Alle Helden dieser wilden Erzählungen schienen ihnen in Byron verkörpert, und er, der eine von seiner Verbitterung eingegebene Freude daran hatte, sich selbst anzuschwärzen, ließ sie bei ihrem Glauben. Einer seiner besten Freunde sagt, er habe eine wahre Leidenschaft gehabt, sich von der schlechtesten Seite zu zeigen, seine Vorliebe für einen schlechten Ruf sei bis zum Wahnsinn gegangen. Das war dieselbe Eitelkeit, dasselbe Kokettiren mit der Gottlosigkeit, welche wir bei Musset und Heine, den berühmtesten Nachfolgern Byrons, finden. Wenn man von den Gefangenen von Chillon und von Mazeppa absieht, so verdienen jene poetischen Erzählungen ihren Ruhm mehr durch einzelne schöne Stellen, als durch ihren Werth als einheitliche Kunstwerke. Im Giaur, in der Braut von Abydos, dem Corsar und der Belagerung von Corinth ist der Schauplatz nach Griechenland und dem griechischen Archipel verlegt und der malerische Kontrast zwischen Christ und Muselmann, die dramatische Szenerie, die Sitten, das Kostüm jener Gegenden werden dem Leser in mächtigen Bildern vorgeführt. Diese Gedichte bestehen aus intensiven und imponirenden Augenblicken der Handlung und der Leidenschaft. Aber die Mannigfaltigkeit der Charaktere fehlt. Wir finden überall wiederkehrend einen Mann, in welchem ungezügelte Leidenschaft das Herz verwüstet und es kalt und undurchdringlich wie den erstarrten Lavastrom zurückgelassen hat, oder nur fähig, seine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verborgenen Gluthen in Augenblicken starker Bewegung hervorbrechen zu lassen, einen Mann, welcher sein Geschlecht verachtet und gerade durch diese Verachtung beherrscht, skeptisch und verzweifelt, doch die sanfteren Regungen fühlend mit einer Stärke, die im Verhältniß zu ihrer Seltenheit steht. Der Stammvater dieser genialen Verbrecher ist ein Landsmann und ein guter Bekannter von uns, er heißt Karl Moor. Das Weib ist das Weib des Orients, liebend und aufopfernd, aber liebend mit der unvernünftigen Anhänglichkeit des Thieres. Diese sich fast bis zur Langweiligkeit wiederholenden Charaktere, unnatürlich, wie sie sind, werden mit so vollendeter Kraft und mit solcher Intensität vorgeführt, daß man beständig die Widersprüche übersieht, und es gab eine Zeit, da man Byrons finstere geheimnißvolle Helden geradezu für das Ideal von allem hielt, was edel und bewundernswerth ist. Mit unübertrefflicher Geschicklichkeit sind in der malerischsten Weise Licht und Schatten auf diese Rembrandtschen Skizzen geworfen. Wir finden unnachahmliche Beschreibungen, zärtlich, belebt, tief, welche mit dem Ton der handelnden Personen harmoniren. Den berühmten Vergleich des geknechteten Griechenlands mit einer Leiche im Giaur, die Nacht- und Kampfszenen im Corsar und Lara, der Vorabend des Sturms und die wilde Energie des Angriffs in der Belagerung von Corinth beweisen einen ganz außerordentlichen Genius. Auch die eingestreuten lyrischen Perlen sind bezaubernd schön. Lesen wir die wundervollen Verse aus dem Giaur:

Kein Lufthauch bricht die Woge hold,
Die unterm Grab des Griechen rollt,
Dem Grab, das, schimmernd von dem Riff,
Begrüßt das heimgewandte Schiff
Hoch übers Land, das er gerettet —
Wo lebt ein Held, gleich ihm, der hier gebettet?

Hold Land, wo jede Jahreszeit
Den Inseln lächelt Seligkeit,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die von Colonnas Höh' erblickt,
Das Herz erfreuen, das entzückt
Von dieser schönen Einsamkeit.
Des Meeres sanft gefurchte Wange
Zeigt her sein Bild manch jähem Hange
In holder Fluth, die lächelnd mild
Des Ostens Eden rings umschwillt.
Und bricht manchmal ein flücht'ger Hauch
Des Wassers blauen Spiegel auch,
Die Blüthen schüttelnd von dem Strauch:
Willkommen ist jedes Weh'n der Luft,
Es weckt und trägt nur süßen Duft,
Hier, wo die Rose an dem Hang,
Wenn Bülbül manche Stunde lang
Ihr tausendfach vom Blüthenzweig
Die Lieder singt, so liebesreich,
Erröthet bei des Liebsten Sang;
Und seine Rosenkön'gin hold,
Von bleichen Stürmen nicht umgrollt,
Geknickt von keinem Winterfrost,
Von jeder Jahr'szeit lau umkost,
Vergilt die Gaben der Natur
Mit sanftem Weihrauch hier der Flur,
Und duft'ger Seufzer, süßer Schein,
Erfreuen dankbar Au' und Hain,
Wo manche Sommerblüthe lacht,
Manch' süße Liebesschattennacht,
Und Grotten ganz gemacht für Rast;
Doch haust dort der Pirat als Gast,
Des Kiel, versteckt in sich'rer Bucht,
Nach harmlos nah'nder Barke lugt,
Bis froh des Schiffers Laute klingt,
Wenn Hesperus ihm freundlich blinkt. —
Da sieh! im Uferschatten naht
Gedämpften Ruders der Pirat
Ganz leis' — er stürzt auf seinen Fang —
Zum Todesröcheln wird der Sang! —
Wie seltsam, daß, wo die Natur
So hold, als sei für Götter nur
Geschaffen dieses Paradies,
Geschmückt mit jedem Reiz so süß,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Mensch, auf Unheil stets bedacht,
Es schändet und zur Oede macht,
Und thiergleich tritt auf jede Blüthe,
Die nie ihn kränkte, noch bemühte
Um Pfleg' und Sorge seine Hand,
Zu treiben rings im holden Land!
Nein — die nur springt, um ihn zu freu'n,
Und duftend fleht: o schone mein!
Wie seltsam, daß, wo alles Frieden,
Die Leidenschaften sengend wüthen
Und Raub und Wollust herrschen wild,
Befleckend solches Huldgefild,
Als hätte all' des Bösen Grimm
Gesiegt hier ob der Seraphim, —
Als säßen frei auf Himmels Thronen,
Die sonst im Schlund der Hölle wohnen;
So hold dort alles, was für Lust gemacht,
Und so verflucht, wer zu entweih'n es wagt.

Wer je am Bett des Todten stand,
Eh' noch der Tag des Todes schwand,
Die erste Nacht des dunklen Nichts,
Der letzte Tag qualvollen Lichts,
Eh', von des Würgers Hand verwischt,
Der Schönheit Spur langsam verwischt,
Und von dem Himmelsfrieden da
Die Seligkeit der Ruhe sah,
Den festen Zug, doch weich geschmiegt,
Der auf den müden Wangen liegt,
Und wär' das dunkle Auge nicht,
Das nie mehr lächelt, weint und spricht,
Wär' nicht die kalte, starre Stirn,
Die eis'ge Stockung im Gehirn,
Die bei dem trauervollen Schau'n
Uns anweht wie mit Todesgrau'n,
Ja, gäb' ihm dies nicht sichere Kunde, —
Er zweifelte für kurze Frist,
Für eine trügerische Stunde
An des Tyrannen Macht und List,
So schön, so still, so sanft geschmiegt
Der erste Schritt des Todes liegt!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dagegen ist die Ode an Napoleon 1814 nach dessen Sturz gedichtet, eine von Byrons schwächsten Arbeiten. In demselben Jahre entstanden die hebräischen Melodien. Diese dreiunddreißig alttestamentlichen Lieder, uralten israelitischen Weisen angepaßt, berühren in elegischer Schilderung einzelne Ereignisse der jüdischen Geschichte, oder drücken in unbeschreiblich innigen Herzenslauten die Trauer eines unglücklichen Volkes über seine Vergangenheit und Gegenwart aus. Die musikalische Pracht der Sprache dieser Dichtungen spottet fast jedes Versuchs einer Uebersetzung. Die Vernichtung Sanheribs ist das gewaltigste derselben:

Der Assyrer kam an, wie der Wolf in der Nacht,
Seine Heere in Purpur und strahlender Pracht,
Ihre Speere erglänzten wie Sterne, wenn licht
Auf mächtiger Woge ihr Schimmer sich bricht!

Gleich den Blättern des Hains, wenn der Sommer noch grün,
Ward erschaut dieses Heer bei der Sonne Verglüh'n,
Gleich den Blättern des Hains, wenn der Herbstwind gerast,
Lag am Morgen dies Heer schon zerstreut und erblaßt!

Denn der Engel des Todes fuhr im Sturm daher
Und blies in das Antlitz des Feindes — und schwer
Und gläsern das Auge der Schlummernden ward —
Ein Schlag, und ihr Herz war für immer erstarrt.

Kalt liegt dort das Roß, dessen Nüster weit klafft,
Wo hindurch nimmer strömt sein Odem der Kraft,
Und der Todesschauer liegt auf dem Rasen so kalt,
Und weiß wie der Gischt, wo die Brandung wild wallt!

Und die Reiter all' liegen so bleich auf der Au',
Auf den Panzern all' Rost, auf der Stirn kalter Thau,
Die Banner verlassen, im Zelt kein Gesumm',
Die Lanzen all' müßig, die Trommeln all' stumm.

Und die Witwen von Assur, sie weinen durchs Thal,
Und die Götzen zerbrachen im Tempel des Baal,
Ohne Schwertstreich hinschmolzen so nahe, wie fern,
Die Feinde wie Schnee vor dem Odem des Herrn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Jahr 1815 ist verhängnißvoll für Byrons Leben gewesen, da er in demselben die Ehe geschlossen, welche der Fluch seines ganzen Lebens geworden ist. Er paßte gewiß überhaupt nicht zur Ehe und hätte wohl schwer eine Frau gefunden, die im stande gewesen wäre, ihn zu verstehen und zu beglücken, und, muß man hinzusetzen, er war wenig geeignet, einer Frau ein ruhiges Eheglück zu gewähren. Jedenfalls war Anna Isabella Milbank, die Tochter eines reichen Landedelmannes, diese Frau, welche für ihn paßte, nicht. Es war von vornherein nicht eine Heirath, welche aus Liebe geschlossen wurde, sondern zu welcher vielmehr eine gewisse Langeweile und auch wohl eine große Geldnoth Byrons die Triebfeder war. Das Experiment ist denn auch so unglücklich als möglich ausgefallen. In dem schon erwähnten Gedicht „Der Traum" schildert Byron die Trauung mit folgenden Worten, welche an die Stelle des Gedichtes anknüpfen, wo Byron von seiner Jugendgeliebten Mary Chaworth Abschied nimmt:

Der Wand'rer war zurückgekehrt und stand
Vor einem Altar mit der süßen Braut,
Hold war ihr Antlitz, doch es war nicht jenes,
Das seiner Jugend Sternlicht war.
Und wie er vor dem Altar stand, war seine Miene
Dieselbe und dasselbe Zittern kam,
Das in der alten Halle seine Brust in ihrer Einsamkeit erbeben ließ,
Und dann, wie damals über sein Gesicht
Hinflogen die Gedanken unnennbar
Und schwanden rasch dahin. — Und ruhig stand er dort und still,
Und das Gelübde sprach er und hörte doch die eig'nen Worte nicht
Und alles schwindelte um ihn,
Er konnt' nicht seh'n, was war, noch wie es sollte sein.
Das alte Herrenhaus und seine Halle,
Und die bekannten Zimmer und die Stelle,
Der Tag, die Stunden, Sonnenschein und Schatten,
Und alles, was zu jenem Tag gehörte,
Und sie, die sein Verhängniß, nahten ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und drängten zwischen ihn sich und das Licht.
Was wollten sie in dieser Stunde hier?

Wenn die Schatten, die Byron an seinem Hochzeitstage zu sehen glaubte, Unglück prophezeien wollten, so ging diese Prophezeiung rasch und furchtbar in Erfüllung. Am 15. Dezember 1815 wurde seine einzige Tochter Ada geboren und schon am Ende Januar 1816 verließ Lady Byron das Haus ihres Gatten, um nie wieder zu ihm zurückzukehren. Die Scheidung wurde eingeleitet und vollzogen. Wer von beiden die größte Schuld an dieser Katastrophe trug, wird wohl nie ganz klar ergründet werden, und es ist darüber unendlich viel geklatscht, gelogen und verleumdet worden. Die sogenannten Enthüllungen der frommen Amerikanerin Beecher-Stowe gingen so weit, Byron eines verbrecherischen Liebesverhältnisses mit seiner Halbschwester Augusta Leigh zu beschuldigen. Aber die gründliche Diskussion, welche sich in der Tagespresse und in der Litteratur über dieses Buch entspann, hat augenscheinlich bewiesen, daß dasselbe ein abgeschmacktes, verlogenes, verleumderisches Machwerk ist und daß, wenn auch ganz gewiß Byron seiner Gattin gegenüber nicht von jedem Vorwurf freizusprechen ist, Lady Byron ihren Gemahl unter der Einwirkung krankhafter Einbildungen verließ, welche sie bis zu ihrem Tode beherrschten. Es steht fest, daß sie doppelzüngig, so lange Byron lebte, und herzlos nach seinem Tode gegen ihn und die Wahrheit sündigte. Die verruchte Beschuldigung gegen Byron und seine Halbschwester ist nach genauer Prüfung aller Akten und Zeugnisse vollständig unbegründet. Lady Byron trug durch ihre halben Andeutungen, ihr beredtes Schweigen und Achselzucken viel zu dem Benehmen des Londoner Publikums gegen den Dichter bei. Byron hätte jetzt, seinen früheren Ausspruch verändernd, sagen können: Eines Morgens erwachte ich und fand mich berüchtigt. Es erhob sich ein solcher Sturm der sittlich thuenden Gesellschaft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegen ihn, daß er sich zu einer freiwilligen Verbannung aus seinem Vaterlande entschloß. Und was war das für eine Gesellschaft, welche so unbarmherzig den Stab über ihn brach? Es war die Gesellschaft zur Zeit des Prinzregenten, welche an Verworfenheit und Sittenlosigkeit der französischen Gesellschaft unter Philipp von Orleans gleichkam, eine Zeit, die zu der verderbtesten gehört, welche der britische Adel je erlebt hat. Das Haupt des Staats ging mit eifrigem Beispiel in aller Ausschweifung und Schamlosigkeit voran. Die Zügellosigkeit gefiel sich in einer Ungenirtheit, welche an die Tage Charles II. erinnerte. Beispiellose Geckenhaftigkeit, welche den stolzesten und unabhängigsten Adel Europas zu Schmeichlern und Nachahmern des Seifenkönigs und Toilettenkünstlers Brummel, genannt Beau Brummel, machte, war noch die harmloseste Seite dieser fashionablen Welt, von deren Treiben in anderer Beziehung wir geradezu grauenhafte Dinge aktenmäßig kennen. So war die Gesellschaft beschaffen, welche dem jungen Byron alle Lockungen und Verführungen entgegengebracht hatte und die jetzt über ihn den Stab bricht. Macaulay sagt sehr treffend: Wir kennen keine einzige Thatsache, welche uns zu dem Urtheil berechtigt, daß Byron irgendwie härter zu tadeln sei, als irgend ein anderer Ehemann, der mit seiner Frau auf schlechtem Fuße lebt. Es giebt kein lächerlicheres Schauspiel, fährt er fort, als das britische Publikum in einem seiner periodischen Anfälle von Moral. Für gewöhnlich spielen Entführung, Ehebruch, Familienzerwürfnisse aller Art keine Rolle, wir lesen wohl von dem Skandal, sprechen auch wohl einen oder zwei Tage darüber und vergessen ihn dann. Aber einmal, alle sechs oder sieben Jahre, empört sich unsere Tugend, dann stehen wir auf gegen solche Angriffe des Lasters, wir suchen einen Sündenbock, so eine Art von Prügeljungen unserer Tugend, und wenn wir dann an dem unsere Wuth ausgelassen haben, legt sich unsere

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tugend für einige weitere Jahre wieder ruhig schlafen. Byron verließ am 26. April England, um es nie wiederzusehen. Er ging zunächst über Belgien und die Rheingegenden in die Schweiz. Den Sommer verlebte er mit seinem neugewonnenen, ebenfalls in freiwilliger Verbannung lebenden Freunde Shelley theils in der Villa Diodati unweit Genf, theils auf Streifereien durch das Berner Oberland, dessen unvergleichliche Herrlichkeit er auf manchen Blättern seines Tagebuchs von 1816 in Leidenschaft geschildert und mehrfach zu Szenerien im Manfred benützt hat. An den Ufern des Genfer Sees entstand ein sehr rührendes Gedicht an seine Gattin, in welchem eine sehr milde Stimmung gegen die, welche ihn böswillig verlassen hatte, herrscht und dessen noch erhaltene erste Niederschrift Spuren von Thränen zeigt:

Lebe wohl, und wär's für immer,
Selbst für immer lebe wohl!
Ob auch unversöhnlich, nimmer
Doch mein Herz dir grollen soll.

Läge dir die Brust erschlossen,
Wo dein Haupt so oft geruht,
Während Schlaf dich sanft umschlossen,
Wie er wohl es nimmer thut,

Ja, und könntest du dort lesen
Jede Regung, würd'st du seh'n,
Daß es nimmer recht gewesen,
Sie so schnöde zu verschmäh'n.

Mag die Welt hierum dich preisen,
Deren Beifall dich beschützt,
Kränkung muß ein Lob dir heißen,
Das auf fremdes Weh' gestützt.

Trübt auch manch' ein Fehl mein Leben,
Fand kein and'rer Arm sich, sprich,
Zu dem Streich, als der soeben
Noch so hold umschlungen mich?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Täusche ja dich nicht: versiegen
Kann die Liebe nach und nach;
Aber brechend nicht erliegen
Kann das Herz auf einen Schlag.

Lebt das deine nicht? Das meine
Schlägt noch, blut' es noch so sehr;
Gramvoll fragt es stets alleine:
Soll es nie dich sehen mehr?

Leben ist ein tief'res Leiden,
Als das Weh an theurer Gruft,
Wenn doch nur zum Ewigmeiden
Jeder neue Tag uns ruft.

Wenn dir Trost einst wird bescheren
Uns'res Kindes Stammellaut,
Wirst du's „Vater" sprechen lehren,
Dem es nimmer anvertraut?

Wenn von seinem Arm umschlossen,
Fest sein Mund an deinem hängt,
Denke dessen, der verstoßen,
Stets dich segnend, dein gedenkt!

Und wenn seine Züge gleichen
Denen, die verloren dir,
Lebt dein Herz gewiß in weichen
Schlägen, treu noch immer mir.

Meine Fehler hast gekannt du,
Niemand kennt mein Leiden jetzt,
Dir nur folgt, wohin gewandt du,
All' mein Hoffen bis zuletzt.

Jed' Gefühl gelohnt mit Hassen,
Beugt mein Stolz, den nichts gebeugt,
Dir sich noch, von dir verlassen,
Ist mein Frieden all' verscheucht.

Aber jedes Wort ist müßig,
Eitler noch, kommt es von mir,
Der Gedanke nur, der nie sich
Beuget, bricht sich Bahn zu dir!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lebe wohl denn! so geschieden,
Jedes Band zerrissen, ach!
Herz, sieh, einsam, ohne Frieden,
Kann ich mehr noch sterben? — Sag'!

Diese Verse rühren nicht von einem Manne her, der seinen Ehebund durch furchtbare, nicht zu sühnende Frevel entweiht hat. Aber diese versöhnliche Stimmung ging bald verloren, als er erfuhr, daß Lady Byron durch das, was sie sagte und was sie boshaft und geheimnißvoll andeutete, alle Verleumdungen gegen ihn bestärkte. Die harten Verse, welche er im September 1816 bei der Nachricht von der Erkrankung der Lady Byron schrieb, in welchen er sie die Klytämnestra ihres Gatten nennt, bezeugen die Veränderung. 1814 entstanden auch die drei durch ihre Innigkeit rührenden Gedichte an seine Halbschwester, welche man nur zu lesen braucht, um gewisse nichtswürdige Verleumdungen zu verabscheuen. Das erste lautet:

O süße Schwester! wüßt' ich theurer noch
Und reiner einen Namen, wär' er dein;
Uns scheiden Berg und Meer, und Thränen, doch
Nicht heisch' ich — Liebe bitt' ich ganz allein.
Du warst mir stets, wo auch des Pfad's ich zog,
Ein theures Weh — nie möcht' ich's lassen, nein;
Zwei Dinge steh'n mir offen noch: die Welt
Zum Wandern und bei dir ein heimisch Zelt.

Nichts wär' mir jene, grüßte dieses mich;
Ein Hafen wär' es mir für jedes Glück;
Doch and're zarte Bande fesseln dich,
Die ich nicht lockern möchte. Mein Geschick
Ist seltsam wohl, doch ändern läßt es sich
Jetzt nimmer — vieles ruft sich nie zurück;
Mein Los ist dem des Ahnen noch verwandt:
Ihm gab das Meer nicht Ruh', mir nicht das Land.

Und war mein Erbtheil böser Stürme gleich,
Im andern Element, an Riffen, die,
Oft übersehen, an Gefahren reich,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bestand ich doch mein Theil — wild waren sie.
Mein ist die Schuld, und zu beschön'gen feig,
Was ich geirrt, versuch' ich drum auch nie;
Ich war, vertraut mit dem, was mich bedroht,
Der eig'nen Leiden sorgsamer Pilot.

Mein war, was ich gefehlt — der Lohn sei mein;
Mein Leben war ein Kampf vom Tage an,
Der mir das Sein gab, und was dieses Sein
Vergiftend mich geführt auf falsche Bahn.
Wohl war oft schwer der Kampf und zu befrei'n
Mich von des Staubes Fesseln dacht' ich dann;
Doch jetzt möcht' ich noch leben, wär' es, ach!
Nur um zu sehen, was noch kommen mag.

In meines noch so kurzen Lebens Traum
Hab' überlebt ich Reiche dieser Welt;
Und schau' ich dies, dann scheint das bißchen Schaum
Der eig'nen Jahre, welche sturmzerschellt
Der Brandung gleich dahingerollt, mir kaum
Des Nennens werth noch, und ein Etwas hält
Den Geist empor, als ließe sinken ihn
Der Gram nicht, um nicht selber zu verglüh'n.

Vielleicht ist's Trotz, was jetzt in mir sich regt,
Vielleicht die Kälte der Verzweiflung auch,
Stets nah', wenn Leid auf Leid uns niederschlägt;
Vielleicht auch hat der rein'ren Lüfte Hauch,
Der oft der Seele Wandlung in sich trägt,
Weil leichter, freier jedes Sinn's Gebrauch,
Gelehrt die Ruhe mich, die manches Jahr
Nicht der Gefährte sanft'rer Stunden war.

Ich fühle manchmal noch, wie ich gefühlt
In froher Kindheit; Blumen, Baum und Bach,
Die mich erinnern, wie ich einst gespielt,
Eh' ich den Kopf mit Büchern mir zerbrach,
Sie lächeln mir wie einst, eh' leiddurchwühlt
Mein Herz, und rufen bess're Stunden wach;
Ja manchmal ist es mir, als winke mir
Etwas zu lieben, aber nichts gleich dir.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Alpen schau' ich -- reichen Stoff verleih'n
Sie der Betrachtung; denn Bewund'rung ist
Ein flüchtiges Gefühl nur, während rein
Und tief sich hier der Seele Macht erschließt
Und einsam sein nicht heißt verlassen sein;
Viel schau' ich, was das Herz entzückt begrüßt,
Und einen See zumal, der schöner zwar,
Doch theurer nicht, als der der Heimath war.

O — daß du mit mir wärest! Doch der Thor
Der eig'nen Wünsche werd' ich — ich vergaß,
Wie jetzt die Einsamkeit, mit der zuvor
Ich mich gebrüstet bei der Menschen Haß,
In diesem einen Punkt den Reiz verlor —
Vielleicht auch noch in and'ren — aber laß —
Ich klage nicht, ob auch in mir vielleicht
Der Gleichmuth ebbt, die Fluth zum Auge steigt.

Ich sprach von uns'rem lieben See, daran
Die alte Halle, die wohl nimmer mein;
Leman ist schön, doch nie vergessen kann
Ich diesen theuren Strand, so lang' noch ein
Gedanke ungetrübt, wird er mich an
Ihn mahnen, werd' ich stets gedenken dein,
Ob ihr, wie alles, was mein Herz geschätzt,
Mir gleich verloren oder ferne jetzt.

Die Welt ist vor mir — doch von der Natur
Erbitt' ich nur, was sie mir nicht versagt:
In ihrer Sonne mich zu wärmen nur,
Zu freuen mich der stillen Sternennacht,
Zu schau'n ihr sanftes Antlitz auf der Flur,
Nie ungerührt von ihrer Zaubermacht;
Einst meine erste Freundin, sei sie mir
Jetzt Schwester, bis ich wieder nahe dir.

Beherrschen kann ich jed' Gefühl, nur dies
Allein nicht, will's auch nicht; ich sehe ein,
Daß Szenen, wie sie mir die Kindheit wies,
Mir angemessen einzig und allein;
Hätt' ich die Welt geflohen, dann gewiß
Wär' ich viel besser, als ich jetzt kann sein;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Leidenschaften schliefen dann vereint,
Geduldet hätt' ich nicht, du nicht geweint.

Was sollte falscher Ehrgeiz? und was
Gar Liebe oder Ruhm? Doch unbegehrt,
Gesucht nicht, kamen, wuchsen sie, bis daß
Sie einen Namen mir gemacht; nicht werth
Des Strebens hielt ich solchen zwar, vermaß
Mich edlern Zieles wohl: und doch vermehrt
Hab' ich um Einen die Millionen der
Getäuschten nur, die ein unzählig Heer.

Was auch die Zukunft, aller Sorge bar
Bin um der Erde Zukunft ich, derweil
Ich überlebt mich selbst um manches Jahr
Nebst vielem, was mir Glück verhieß und Heil;
Mein Leben war kein Schlummer, sondern war
Des Wachens Beute, mein war solch' ein Theil
Des Lebens, wie es ein Jahrhundert schon
Oft ausfüllt, eh' ein Viertheil mir entfloh'n!

Und ob des Theiles, der noch kommt, bin ich
Gefaßt und selbst für die Vergangenheit
Nicht undankbar: manch Glück schlich leise sich
Durch all' das Elend, all' den Kampf und Streit;
Die Gegenwart soll nicht verdüstern mich,
Und ich verschweige nicht, daß trotz dem Leid
Und Kummer ich auf Thal, Berg, Hain und See
Noch schauen kann so andachtsvoll wie je.

In deiner Brust, o Theure! eingeschreint,
Du in der meinen, sind wir ungetrennt;
Wir sind und waren stets trotz jedem Feind
Ein Seelenpaar, das keine Wandlung kennt;
Gleichviel, ob nah, ob fern, sind wir vereint,
Von Lebens Anfang bis zu seinem End',
Und naht der Tod drum, trotzt auch ihm das Band,
Das unser Leben o so fest umwand.

Das zweite Gedicht lautet:

Als alles rings in Nacht versunken,
Vernunft selbst halb ihr Licht entzog,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und Hoffnung nur gleich trübem Funken,
Der mehr fast irrgeführt mich noch,

In jener Seelenöde Tagen,
In jenes inn'ren Kampfes Glüh'n,
Wenn nur zu nah'n schon bang, die Schwachen
Verzweifeln und die Kalten flieh'n,

Als Glück und Liebe floh und schneller
Des Hasses Pfeil nach mir entsandt,
Warst du der Stern, der um so heller
Mir aufging und mir nie entschwand.

Gesegnet sei sein reiner Schimmer,
Der mein, ein Engelsauge, wacht;
Mir nah erglänzend stand er immer
Hold zwischen mir und grauser Nacht.

Und als die Wolke uns umhüllte,
Die zu verfinstern ihn gedacht,
Glomm reiner nur sein Licht, das milde,
Bis alle Finsterniß verjagt.

Dein Geist umwebe stets den meinen
Und lehr' ihn, was er dulden soll;
Ein sanftes Wort von dir, der Reinen,
Wiegt mehr als all' der Andern Groll.

Du stehst der Weide zu vergleichen,
Die sanft sich beugt, doch nimmer bricht
Und stets mit ihren treuen Zweigen
Ein vielgeliebtes Mal umflicht.

Ob Stürme brausten, Wolken gossen,
Du warst dir gleich und wirst es sein,
In schwerster Wetter wildem Tosen
Dein trauernd Blatt auf mich zu streu'n.

Und welken sollst du mit den Deinen
Drum nie, trifft auch das Schlimmste mich;
Des Himmels Sonne wird bescheinen
Die Treuen stets, und drum auch dich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mag falscher Liebe Band zerbrechen:
Die deine ist zu himmlisch-licht;
Nie trügt dein Herz — in sanften Schlägen
Fühlt stets es tief, doch wankt es nicht.

Und als sich alles von mir kehrte,
Fand ich es immer so bei dir;
Bleibt solch' ein Herz mir, ist die Erde
Doch keine Wüste, selbst nicht mir.

Das dritte Gedicht an Auguste lautet:

Will der Tag meines Glückes auch schwinden
Und der Stern meiner Hoffnung verglüh'n,
Verschmäht dein sanft Herz doch, zu finden
Die Fehler, deren And're mich zieh'n;
Und kennt es auch all' meine Schmerzen,
Nie erschrak's, sie zu theilen mit mir,
Und die Liebe, die oft ich im Herzen
Geträumt, fand ich einzig bei dir.

Drum wenn die Natur mich umschmeichelt,
Ihr Lächeln so hold zu mir spricht,
Dann glaub' ich nicht, daß es erheuchelt,
Sonst glich es dem deinen ja nicht;
Wenn die Winde im Streit mit den Wellen,
Wie manch' Herz, das mir treu schien, mit mir,
Dann fühl' ich doch einzig ihr Schwellen,
Weil fort sie mich reißen von dir.

Ob der Fels meiner Hoffnung im Schwalle
Der Fluthen auch sinke, zerschellt,
Ob mein Herz auch dem Elend verfalle,
Sein Sklave wird's nie in der Welt;
Ist auch Qual nur mein Los: keinen Feigen
Doch trifft sie, und könnte sie mich
Auch zermalmen: sie kann mich nicht beugen —
Nie denk' ich an sie — nur an dich.

Ob auch fremd mir, mich nie hintergingst du,
Ob ein Weib auch, treu warst du allzeit;
Ob verleumdet: doch fest an mir hingst du,
Ob geliebt auch: nie schufst du mir Leid.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dir vertraut' ich, doch nie mich verriethst du;
Du warst wachsam, doch nicht, zu erspäh'n
Meine Schwächen, — und endlich zwar schiedst du,
Aber nicht, um mich einsam zu seh'n.

Doch die Welt nimmer schelt' und veracht' ich,
Noch die Vielen, mit Einem im Streit;
Da, zu schätzen sie recht, nicht gemacht ich,
War es Thorheit, zu flieh'n nicht bei Zeit.
Hab' nur theuer bezahlt diesen Wahn ich,
Und theurer, als je ich geglaubt,
Fand ich doch, daß, was immer daran ich
Gesetzt, nichts mich deiner beraubt.

Aus dem Wrack der Vergangenheit rettet'
Ich so viel, daß jetzt ich belehrt,
Daß, woran sich am meisten gekettet
Mein Herz, dies am meisten es werth.
Ein Quell selbst im Wüstensand springet,
Eine Blume im öd'sten Revier,
In der Wildniß ein Vöglein noch singet,
Und sie sprechen mir einzig von dir.

Das Unglück, welches Byron aus dem Vaterlande vertrieben, die dadurch verursachte Erschütterung seines ganzen Wesens hat einen vertiefenden Einfluß auf seine dichterische Entwickelung ausgeübt. Die kokette, nur halb wahre Sprache seiner ersten orientalischen Erzählungen weicht einem feierlichen Ernst, dem großen Pathos der echten Leidenschaft und des wahren Schmerzes. Im September 1816 begann er auf der Wengern-Alp im Berner Oberland im Angesicht der erhabenen Gipfel der Jungfrau und des Mönchs das Drama „Manfred". Seit dem Faust, welcher auch die Anregung zu diesem Werke gab, war eine so gewaltig tiefe Dichtung nicht geschaffen worden, welche ihrem großen Vorbilde gegenüber ihre volle dichterische Selbständigkeit bewahrt hat. Goethe sagt: „Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gezogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise benützt, so daß keines mehr dasselbe ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte, wobei ich freilich nicht leugne, daß uns die düstere Gluth einer grenzenlosen, ewigen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft." Die schwächste Seite in Manfred ist die Charakterzeichnung, die glänzendste sind die Naturschilderungen; der Eindruck, den die Hochalpenlandschaft auf das Herz des Beschauers macht, ist nie so machtvoll dargestellt worden. Allerdings ist dies Lob der Dichtung ein Tadel des Dramas. Wir sehen in Manfred eine großartig angelegte Natur, zu Boden gedrückt durch eine furchtbare Schuld, unrettbar den bösen Mächten verfallen. Manfred hat seine Schwester mehr geliebt, als ein Bruder soll, und seine Liebe hat ihr den Tod gegeben. Vergebens macht er sich die Geisterwelt dienstbar, um diese Erinnerung zu sühnen, welche sein Leben verzehrt, ohne seinen Stolz zu brechen. Ein unheimlich schwerer Gewitterhimmel hängt über dem Stück, nur hier und dort zerreißt die düstere Wolkendecke, und ein prachtvoller Sonnenblitz fällt auf die Szene der Alpennatur, wohin Manfred seine Pein getragen.

Während des nun folgenden Aufenthalts in Venedig führte Byron ein wildes, ausschweifendes Leben, dessen nicht zu leugnende Ausschreitungen den Verleumdungen, welche ihn trafen, und der bösen Meinung seiner Landsleute von ihm nur zu reiche Nahrung boten. Trotzdem aber fand er unter allen Ausschweifungen Kraft und Zeit, herrliche Dichtungen zu schaffen. In Venedig entstanden 1817 die tief

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rührende Rapsodie „Tassos Klage", der schon charakterisirte vierte Gesang des Childe Harold, das kleine übermüthige Epos Beppo, eines der gelungensten Kunstwerke dieser Gattung, angeregt durch Pulcis Morgante und Ariostos Orlando furioso, bei welchem der Inhalt fast nichts, die anmuthige, klangreiche, witzige Ausführung alles ist. In der zweiten Hälfte 1818 dichtete Byron die düstere Ode auf Venedig, welche in Anschauung des Verfalls der einst so stolzen Lagunenkönigin das Thema durchführt, daß es für die Völker keine Hoffnung giebt, dann die poetische Erzählung Mazeppa, welche in wilder Kraft dahinstürmt, wie der Steppenrenner der Ukraine, auf dessen Rücken gebunden der Held seinen grauenhaften Ritt besteht. 1818—19 dichtete er die vier ersten Gesänge des Don Juan. Im April 1819 lernte er Theresa Gamba, die sechzehnjährig an den Grafen Guiccioli verheirathet, jetzt einundzwanzig Jahre alt und noch mädchenhaft schön war, kennen. Er blieb mit ihr bis zu seinem Tod in inniger, heißer Liebe verbunden und genoß im Umgang mit ihr zum ersten Male die Reize einer schönen häuslichen Existenz. Sie vermittelte seine Annäherung an die italienischen Carbonari, für die er, wie später für Griechenland, große Opfer brachte. Die lieblichen Frauengestalten in Kain und Sardanapal verdanken ihr ihre besten Züge. Alle Aeußerungen Byrons über Theresa Guiccioli, in Poesie und Prosa athmen eine unbeschreibliche Zartheit und keusche Innigkeit. Er gedenkt ihrer auf seinem Sterbebette in Missolunghi: „Ich lasse etwas Theures auf der Erde zurück!" waren die letzten Worte des Sterbenden. Mit ihr lebt er 1820—22 in Ravenna und Pisa, nachdem der Papst ihre Ehe getrennt hatte. Sein Leben in Ravenna war von dem in Venedig sehr verschieden, es verfloß unter Arbeit, unter lebhafter Theilnahme an den Plänen der Carbonari und unter Thaten einer rastlosen Wohlthätigkeit. Hier entstanden die Prophezeiung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dantes in Terzinen, eine des größten Dichtergenius Italiens würdige Huldigung, und die zwei tragischen Staatsaktionen aus der Geschichte Venedigs. Das Jahr 1821 war das Dramenjahr Byrons. Denn in dieser Zeit sind entstanden Marino Falieri, Die beiden Foscari, Sardanapal, das Mysterium Kain, und Himmel und Erde, Werner und Der umgestaltete Mißgestaltete. Für die Bühne eignen sich alle diese Dramen sehr wenig, aber das wußte Byron sehr wohl selbst, er hat sie nicht nur nicht für die Bühne geschrieben, sondern hat gegen deren Aufführung protestirt und sogar einem Theaterdirektor eine große Summe dafür gezahlt, daß er seine Stücke nicht aufführte. Die beiden venetianischen Dramen Marino Falieri und Die beiden Foscari, allerdings mehr nur ihrer äußeren Form nach dramatische Dichtungen, die aber durch eine Sprache von außerordentlicher Energie den Mangel an dramatischer Belebtheit der Handlung wenigstens einigermaßen ersetzen, enthalten doch manche große und erhabene Stelle, so namentlich die große Rede des Ersteren vor seiner Hinrichtung, aber das dramatische Leben und die scharfe Charakteristik fehlen. Byrons Charaktere sind fast immer bei ihrem ersten Auftreten schon ganz abgeschlossen und die männlichen sind fast immer Byrons. Dennoch hat er in dieser Zeit eine echte Tragödie von großer Schönheit geschaffen: Sardanapal. Hier wie in dem bald darauf entstandenen viel schwächeren, ja ganz werthlosen Werner ist die Schwäche zu einem tragischen Motiv erhoben. Sardanapal ist eine an sich edle, aber zu weiche Natur, welche sich aber von sorglos heiterer Hingebung an den Lebensgenuß zu königlicher Würde, zu Tapferkeit und zum heldenmüthigen Opfertode erhebt, ein wunderbar tiefes und schönes Seelengemälde. In Werner wird dagegen eine auch an sich edle Natur durch Schwäche zur Gemeinheit fortgerissen und sieht sein ganzes übriges Leben durch die Erinnerung an sein Verbrechen zu Grunde gerichtet. Außerdem waltet in Sarda-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

napal die Liebe in ihrem höchsten Aufschwung, verkörpert in der Gestalt der griechischen Sklavin Myrrha, die keiner Frauengestalt Shakespeares oder Goethes zu weichen braucht und welche in dem reichen Kranz der Frauengestalten Byrons, vor welchen seine Männer weit zurücktreten, eine der lieblichsten Blüthen ist. Ich möchte überhaupt behaupten, daß die weiblichen Figuren Byrons besser charakterisirt sind als die männlichen. Er hat eben das weibliche Herz recht fleißig studirt. Kain ist geradezu ein Riesenwerk, es ist Byrons tiefstes Wort über irdische und göttliche Dinge. Aeschylus, Prometheus und Goethes Faust allein dürfen neben dieses Werk gestellt werden. Der Letztere sagt: „Byrons Kain ist von so einziger Schönheit, daß es in der Welt zum zweiten Mal nicht vorhanden ist.“ Die holde Ada, Kains Weib, der düstere Lucifer, kein halbpossenhafter Teufel wie Mephistopheles, sondern ein von der Glückseligkeit ausgestoßener und sich schmerzlich nach ihr zurücksehnender Himmelssohn, Kain selbst, der Brudermörder, nicht aus Neid, sondern von dem überwältigenden Gefühl des Weltelends getrieben, der den Tod, den er fürchtet, unbewußt in die Welt bringt, diese Gestalten werden leben, so lange überhaupt Menschen leben. Die englischen Rezensenten, welche sich in einen heute unbegreiflichen, an Wahnsinn grenzenden Zorn gegen dies gigantische Werk hineinschrieben, bieten ein halb possierliches, halb erbärmliches Schauspiel. Wenn man sie liest, sollte man glauben, nicht Kain, sondern Byron hätte den guten Abel ermordet. Und doch spricht Miltons Satan im Verlorenen Paradiese viel gotteslästerlicher als Lucifer, doch enthält Kain fast nichts, was nicht in der Bibel angedeutet ist, doch sagt Goethe mit Recht: „Im Grunde steht im Kain doch nichts, als was die englischen Bischöfe selbst lehren.“ Man darf daher wohl, ohne zu streng zu sein, von einer vorübergehenden Verstandeslähmung der Engländer reden, wenn man hört, daß ein Nachdruck des Kain in England für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

straflos erklärt wurde, weil ein so gottloses Werk, wie dies, nicht unter dem Schutze des Gesetzes stehe. Werner ist die einzige Dichtung Byrons, welche nichts von seiner Eigenart enthält und zugleich — wie charakteristisch! — die einzige, welche auf der englischen Bühne, nicht zur Ehre des englischen Geschmacks, einen dauernden Erfolg errungen hat. Noch in Ravenna schrieb Byron die Vision des jüngsten Gerichts, eine vernichtende Kritik des gleichnamigen Gedichts von Southey, welches nur eine niedrige Lobhudelei des Königs Georg IV. gewesen war. Damit hatte Byron Southey zur Strafe für die von ihm ausgegangene Bezeichnung der satanischen Schule moralisch und litterarisch todtgemacht. In Pisa, wohin ihm Teresa 1822 folgte, schrieb Byron sein letztes größeres Gedicht „Die Insel", womit er noch einmal zu der Form der poetischen Erzählung zurückkehrte. Aber diese Dichtung unterscheidet sich wesentlich von den früheren ähnlichen Werken. Es ist kein vulkanischer Ausbruch des Genius, es ist das Werk eines besonnenen Künstlers. Das Ganze ist milde gefärbt und endet nicht mit einer Byronschen Dissonanz, sondern mit dem Siege der Treue der Heldin über das drohende Verhängniß. Das stolze und empörte Herz des Dichters scheint durch Liebe und Freundschaft besänftigt. Die letzte umfangreichste Dichtung Byrons, welche ihn bis zu seinem Tode beschäftigte, war Don Juan. Hier waren alle glänzendsten Gaben seines Genius zu einem Brillantfeuerwerk von Poesie, Witz, Pathos, sprachlicher und metrischer Kunst in den sechzehn Gesängen dieses gewaltigen Torsos vereinigt. Dies Werk schlug sogar in England durch. Auch die feindseligsten und fanatischst kirchlichen Journale sind einstimmig in der Anerkennung dieser noch nie erreichten Pracht der Sprache und des Verses. Es ist unmöglich, den Inhalt des Don Juan hier anzugeben, auch wäre keine Inhaltsangabe im stande, auch nur ein annäherndes Bild des außerordentlichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Reichthums an Phantasie und Laune, an rührenden und ausgelassenen Situationen, an Wort und Gedankenwitz, an Meisterschaft der Sprache und des Reims zu geben. Dieses moderne Epos, dessen Gleichen nicht existirt, ist schon durch seine Form ein Triumph der englischen Sprache. Die Sprache macht die gewagtesten Sprünge und Wendungen und geht doch mit anmuthigster Sicherheit einher, bald in den schmeichelndsten Tönen der Liebe, bald in heftigem Aufschrei des Hasses und des Zornes, jetzt die üppigsten Bilder behaglich ausmalend, dann Seestürme, Schiffbrüche und Schlachten mit plastischer Anschaulichkeit schildernd, jetzt eine satirische Verachtung der Menschen aussprechend, dann sich wieder zu einer Begeisterung erhebend, welche selbst die leblose Natur zum Kampf gegen die Tyrannen aufzurufen scheint. Im Don Juan ist das ganze Wesen Byrons verkörpert: Gluth und Zweifel, Haß und Liebe, Ueberdruß und Verzweiflung, alle Gefühle, welche dies überreich besaitete Gemüth durchstürmten, führen hier einen bacchantischen Reigen auf, welcher unwiderstehlich bezaubert. Goethe sagt, es sei keine Stelle darin, die schwach wäre, nicht soviel Platz, um den Kopf einer Nadel hinzusetzen, wo man nicht auf Erfindung, auf Geist träfe, es sei nichts im Wege als das Hypochondrische und Negative, und er wäre so groß wie Shakespeare und die Alten. Die ausgelassenste Spottlust erklingt so unvermittelt neben der thränenreichen Idyllik, daß der Leser ohne Widerstand und Wahl gewaltsam aus einer Stimmung in die andere geschleudert wird. Das kalte Sturzbad am Ende so vieler schöner sentimentaler Gedichte, welches wir bei Heine finden, ist hier Prinzip, System, und dazu wartet Byron nicht bis zum Schluß einer Szene, um uns der Rührsamkeit zu entreißen, er stellt in derselben Strophe den weinenden Ernst neben den laut lachenden Scherz. Nur selten hält der Dichter in einer längeren Reihe von Strophen den Ton tiefer Liebesempfindung fest. Leider

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eignet sich ein Glanzpunkt des ganzen Werks, die Episode der Liebe Don Juans und des Griechenmädchens Haydie, wo er dies einmal thut, nicht zum Anführen in diesen Zeilen. Byrons poetischer Stil erreicht im Don Juan eine Vollendung, welche Börne entzückt ausrufen ließ: „Wie mild und stark zugleich! Er donnert auf der Flöte!“ Wir finden neben den zartesten lyrischen Tönen die seltenste epische Kraft und Plastik — man denke an den Seesturm im zweiten Gesang und an die mit furchtbarer Energie geschilderte Erstürmung von Ismail im achten; so wird man im Don Juan die Krone aller Byronschen Schöpfungen anerkennen. Aber wie über allen Werken des großen Dichters, so liegt auch über diesem ein düsterer, gewitterschwerer Himmel, welcher kein befriedigendes Aufathmen gestattet und dessen Druck jene trostlose Stimmung erzeugt, die man mit den viel mißbrauchten Worten Weltschmerz und Zerrissenheit bezeichnet. Grelle Blitze der Verzweiflung durchzucken das Dunkel, und in unendlicher Variation erschallt das Mephistophelische Thema: „Alles, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht.“ Die ersten Gesänge dieses wunderbaren Werks spiegeln das damalige Schwelgerleben Byrons in Venedig ab. Er schien damals das Leben materiell und geistig nur noch als eine Orgie zu betrachten, die man möglichst schnell durchmachen müßte, um damit zu Ende zu kommen. Der von ihm bewohnte Palast war der Schauplatz burlesker und ärgerlicher Auftritte. Byron war der erste, kühnste, politische Dichter des Jahrhunderts, er griff in vielen Stellen des Don Juan das damals in Europa herrschende System an, welches jede freiere Regung des Volksgeistes mit brutaler Gewalt unterdrückte: er schmetterte seine Spottfanfaren in die Stickluft jener Zeit, als die Despoten sich gegen die Völker verschworen, als die Kongresse von Laibach und Verona freiheitsmörderische Beschlüsse faßten. Daß Don Juan kein Buch für junge Mädchen ist, hat Byron selbst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

drastisch genug ausgesprochen, indem er sagt: „Eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, als daß mein Don Juan in ein englisches Familienzimmer gelange.“ „Ich will,“ schreibt er seinem Verleger, „keine Bücher für junge Mädchen machen; ich habe geschrieben aus meinem vollen Herzen heraus, aus Leidenschaft, innerem Triebe und manchen anderen Gründen, aber nicht um ihrer süßen Stimmen wegen.“ Mehr noch als die sittlichen Bedenken trägt ein anderer Umstand dazu bei, Don Juan zu einem für junge Mädchen, ja für die Jugend überhaupt ungeeigneten Buche zu machen. Das ist die Schonungslosigkeit, mit welcher er die holden Illusionen der Jugend durch seinen herben Spott zerstört. „Don Juan ist,“ sagt Byron selbst, „eine Satire auf die Auswüchse der jetzigen Gesellschaftsverhältnisse, aber keine Verherrlichung des Lasters. Ariosto schlimm, Smollet zehnmal schlimmer, Fielding nicht besser. Nie wird,“ fährt er fort, „ein junges Mädchen durch Don Juan verdorben werden, nein und abermals nein, wenn es das werden will, so muß es sich an Thomas Moores Gedichte, an Rousseaus Romane wenden und selbst an die fleckenreine Madame de Staël.“ Don Juan ist nicht vollendet. 1823 ward der sechzehnte Gesang vollendet, der mitten in einem der pikantesten Abenteuer des Helden im sittenreinen England abbricht. Nach einer Aeußerung der Gräfin Guiccioli hätte Byron noch fünf Gesänge geschrieben, welche aber ebensowenig zum Vorschein gekommen sind, wie die vielbesprochenen Memoiren Byrons. Wenn, wie es heißt, Thomas Moore dieselben verbrannt hat, so hat er dem, den er er seinen Freund nannte, sehr wehe gethan, denn ohne Zweifel hätten dieselben manche verleumderische Ausstreuungen seiner Feinde, vor allem seiner Frau, entkräftet. Die mit vielen Briefen 1830 erschienenen Bruchstücke können trotz ihres hohen Werthes für den Verlust der eigentlichen Memoiren nicht entschädigen. Byron war seinem Ziele nahe. Sein Ende schließt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein vielfach verbittertes Leben tragisch versöhnend ab. Ein tragischer, heroischer Tod, wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde, sollte dies sturmbewegte Herz vor der Zeit zur ewigen Ruhe bringen. Tief ergriffen von den Vorgängen in Griechenland, wo ein von der europäischen Diplomatie verrathenes Volk mit dem eigenen Arm das türkische Joch zu zerbrechen unternommen hatte, beschloß er, das, was er in unzähligen glühenden Zeilen besungen, mit dem Schwerte in der Hand erfechten zu helfen und Gut, Blut und Leben der Sache der Neuhellenen zu weihen. Er raffte zusammen, was er an Geld besaß, und fuhr am 14. Juli 1823 mit vielen Freunden nach Griechenland. Der greise Goethe hatte das bekannte Gedicht:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich Dem, den ich so lang' begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne sagen?
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen.

Wohl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
Er wage selbst sich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

zu seiner Kriegsfahrt an ihn gerichtet. Von Livorno aus dankt er, aber schlicht und bescheiden in Prosa, denn, sagt er, es stände mir übel an, wollte ich Verse mit Dem tauschen, der seit fünfzig Jahren der unbestrittene Fürst der europäischen Litteratur ist. Am 5. Januar 1824 kam er in Missolunghi an, wo er freudig und feierlichst empfangen wurde. Auf eigene Kosten errichtete er eine Brigade von Sulioten und erhielt das Kom-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mando der zum Angriff auf Lepanto bestimmten Truppen. Die Verzögerung dieser Expedition versetzte den thatendurstigen Lord in grenzenlose Aufregung, welche einen Anfall von Sumpffieber zu einer tödtlichen Krankheit machte. Der Gefahr bewußt und männlich gefaßt, ging er dem Tode entgegen, welcher ihn am 19. April 1824 im siebenunddreißigsten Lebensjahre, in dem Alter Raphaels und Mozarts, hinraffte. Goethe sang ihm im zweiten Theil des Faust die Todtenklage:

Nicht allein! — wo du auch weilest,
Denn wir glauben dich zu kennen;
Ach! wenn du dem Tag enteilest,
Wird kein Herz von dir sich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend singen wir dein Los:
Dir in klar' und trüben Tagen
Lied und Muth war schön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüthe weggerafft;
Scharfer Blick die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz,
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schicksal sich vermummt,
Wenn am unglückseligsten Tage
Blutend alles Volk verstummt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch erfrischet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt;
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt.

Byron hatte schon lange seinen Tod geahnt. Sein letztes Gedicht, drei Monate vor seinem Tode entstanden, auf welches er geschrieben: An diesem Tage vollendete ich mein sechsunddreißigstes Lebensjahr, spricht in jeder Zeile diese Todesahnung aus:

Zeit wär's, mein Herz, du ruhtest aus,
Da dir kein Herz entgegenschlägt,
Und doch in dir, zwar ungehört,
Sich Liebe regt.

Gelb färbt sich meines Lebens Baum,
Der Herbst der Liebesblüthen kam,
Mir blieb am Herzen nagend nur
Der Wurm, der Gram.

Das Feuer, das im Busen brennt,
Einsam vulkan'schem Eiland gleich,
Entfacht den Holzstoß nur zum Weg
Ins Schattenreich.

Fremd ward mir Liebesleid und -lust,
Mir fremd die süße Eifersucht,
Nichts fühl' ich mehr, als einzig noch
Der Kette Wucht.

Doch sprich's nicht also, sprich's nicht hier,
Wo Heldenschläfen Ruhmesglanz
Der Tod verleiht, das Leben flicht
Den Siegeskranz.

Rings Schwerter, Banner, Kampfgefild,
Und Griechenland in Ruhmeslicht,
Der Spartertod auf seinem Schild
War freier nicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wach' auf! — Nicht Griechenland! — Es wacht —
Wach' auf, du selbst, der Ahnen Blut
Durchströme dich, hol' aus zum Streich
Und führ' ihn gut!

Tritt nieder jede Leidenschaft,
Unwürdig Herz, was gilt denn dir
Der Liebe Zorn und Lächeln noch,
Was Schönheitszier?

Klagst du um deine Jugend? — Stirb!
Dies ist ein Land für Ehrentod!
Ins Feld! Und färb' mit deinem Blut
Die Erde roth!

Hier winkt dir ein Soldatengrab,
Das ungesucht so Mancher traf,
Schau' um dich, wähl' dir einen Ort
Zum letzten Schlaf!

Die Griechen betrauerten seinen Tod wie ein Nationalunglück; eine Landestrauer von einundzwanzig Tagen ehrte die Trauernden wie den Betrauerten. Die Häuptlinge wollten ihn in Hellas Erde bestatten und zwar in Athen, aber seine Freunde entschieden anders. Nur sein Herz ruht in Missolunghi, wo ein feierliches Todtenamt stattfand, zu dem die Leiche auf offener, schwarzbehangener Bahre mit Helm, Schwert und Lorbeerkranz durch die Straßen getragen wurde. Acht Jahre, nachdem er England grollend verlassen, kam seine Leiche zur letzten Ruhe dahin zurück. Aber der Fanatismus verfolgte ihn noch im Tode. Die Geistlichkeit der Westminsterabtei und der Paulskirche duldete nicht das Begräbniß in ihren heiligen Mauern, Englands größter moderner Dichter liegt in der kleinen Dorfkirche von Hucknall Torkard unter einer einfachen Gedenktafel, welche seine Schwester Augusta ihm widmete. Im vierten Gesang des Childe Harold stehen die von stolzester Vaterlandsliebe eingegebenen Verse:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und lass' ich auch zurück
Das edle Land der Weisen und der Frei'n
Und suche einen Herd fern über'm Meer allein,
Doch lieb' ich es; und soll in fremder Erd'
Ich einst zur Ruhe legen mein Gebein,
Flieht doch mein Geist dahin, falls ihm gewährt,
Zu wählen sein Asyl; denn ich verein'
Mein Hoffen, daß man einst gedenke mein,
Mit meiner Heimath Sprache.
Und denkt auch Niemand in dem Tempel, wo
Geehrt die Todten, meines Namens mehr:
Wohl! — Schmücke stolz're Stirn der Kranz und so
Sei nur des Sparters Grabschrift mein Begehr:
Sparta hat manchen besseren Sohn als er!

Das hat sich buchstäblich erfüllt. Es regt sich aber auch in seinem Heimathlande, noch schüchtern, aber bemerkbar, als Zeichen, daß der Bann von Byrons Andenken schwindet und daß auch jenes andere Prophetenwort aus Childe Harold nicht mehr lange unerfüllt bleiben wird:

Und doch hab' ich gelebt und nicht vergebens!
Mag auch die Gluth aus Geist und Adern schwinden,
Zerbrech' in Qual die Form auch meines Lebens —
Etwas in mir trotzt selbst der Zeit, den Winden
Und hält noch meinen Athem im Verscheiden!
Etwas, das irdisch nicht, das sie nicht ahnen,
Wird gleich dem Nachklang längst verklungener Saiten,
Den Geist besänft'gend einen Weg sich bahnen
Und spät an Lieb' und Reu' versteinte Herzen mahnen!

Der Dichter, über den wir gelesen haben, hat seinen Namen mit unauslöschlicher Flammenschrift in das Buch der Weltlitteratur eingeschrieben. Er vereinigte in sich auf die seltsamste Weise die Elemente des Dichters und des Helden, des aristokratischen Wüstlings und des kosmopolitischen Revolutionärs, des Titanenthums des Sturms und Drangs des achtzehnten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahrhunderts mit der modernsten Blasirtheit. So ging er vor den staunenden Augen seiner Zeitgenossen vorüber, ein Meteor, welches, kometenhaft glänzend, in seinem düsterrothen Lichte in ihrem Herzen ein aus Schrecken und Bewunderung gemischtes Gefühl hervorrief und bei seinem Verschwinden in dem Sumpfe von Missolunghi überall da, wo er gewandelt, eine unauslöschliche Flammenfurche zurückließ.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf